

James P. Allen, *Ancient Egyptian Phonology*, Cambridge: Cambridge University Press 2020 (paperback ISBN 978-1-108-70730-5, £ 19,99; hardback ISBN 978-1-108-48555-5, £ 59,99; x + 234 Seiten), besprochen von Carsten Peust.¹

Dieses handliche Buch mit 234 kleinformatigen Seiten wird im Klappentext angekündigt als „the most up-to-date work“ über ägyptische Phonologie, und zwar im Rahmen einer „complete re-evaluation of the grammar as well as the phonology of the language“. Es handelt sich im Prinzip um eine stark ausgebaute und aktualisierte Fassung des Kapitels „Phonology“ aus J.P. Allens vor einigen Jahren erschienener, thematisch breiter angelegter Monographie *The Ancient Egyptian language* (Allen 2013: 11–56). Einiges zur Phonologie äußerte Allen auch in seiner Unis-Grammatik (Allen 2017), die ich ebenfalls rezensiert habe (Peust 2018b); ich werde Punkte aus jener Rezension hier nicht wiederholen.

Um es vorweg zu sagen, darf man hier kein umfassendes Referenzwerk über ägyptische Phonologie erwarten, sondern eher eine didaktisch orientierte Überblicksdarstellung, in der Allen seine Sicht der Dinge in knapper und möglichst leicht zugänglicher Form präsentieren möchte. Wie im Vorwort mitgeteilt (S. x), ist das Buch teilweise dem Unterrichtsbetrieb entsprungen. Die ersten fünf Kapitel führen in die Lautsysteme einzelner diachroner Sprachstufen ein – geordnet von jung („Coptic“) nach alt („Old Egyptian“) –, es folgen Kapitel mit den Titeln „Phonemes and Phones“, „Phonotactics“, „Prosody“, „Dialects“, zwei Abschnitte über eher morphologische Fragen: „Verb Roots and Stems“, „Verb Forms“, und weiter „y in the Pyramid Texts“ und „Vocalizing Egyptian“.

Die Bibliographie mit 83 Titeln verrät zwar eine gewisse Auseinandersetzung mit einer Auswahl der wichtigsten Werke, erfasst aber doch nur einen Bruchteil dessen, was über ägyptische Laute bisher geforscht worden ist. Insgesamt ist die Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur sehr sparsam. Dies wird in etwas ungewohnter Weise zum Teil kompensiert durch einen „Appendix A. Previous Studies“, in dem neun frühere, einflussreiche Arbeiten zur ägyptischen Lautlehre knapp vorgestellt werden. Die Separierung von Haupttext und Literaturdiskussion soll vielleicht der leichteren Lesbarkeit dienen, mindert aber den wissenschaftlichen Charakter des Werkes und scheint mir gerade auch unter dem didaktischen Gesichtspunkt keine gute Idee zu sein.

Schließlich folgt – wohl auch motiviert durch das Augenmerk auf die Didaktik – ein „Appendix B. On Transcription“, in dem der Autor einige Empfehlungen zur Transkription des Ägyptischen vorbringt, auf die hier nicht weiter einzugehen ist.

Eine von Allens Neuerungen besteht in dem Bestreben, sich von der traditionell sehr semitozentrischen Betrachtung zu lösen und sich stärker auf innerägyptische Evidenz zu stützen (S. ix, 77). Trotzdem werden semitische Kognaten für die Einschätzung altägyptischer Lautwerte durchaus herangezogen (S. 62f.). Ich denke, dass hier in etwa das richtige Gleichgewicht gefunden wurde. Im Ergebnis zeigt Allens phonologische Rekonstruktion ein etwas weniger semitisches oder afroasiatisches Aussehen, als man es gewohnt ist: Keine emphatischen, dafür aspirierte Verschlusslaute;² wenige *glottal stops*, dafür Sequenzen

1 Konstanz (cpeust[at]gmx.de).

2 Auch ich selbst habe schon (hier als Beispiel die dentale Reihe) sowohl \Leftrightarrow $\langle d \rangle$ für einfaches /t/ und \circ $\langle t \rangle$ für aspiriertes /tʰ/ gehalten, als auch $\langle t \rangle$ für einfaches /t/ und $\langle d \rangle$ für emphatisches /t̥/.

aufeinanderfolgender Vokale; ein palataler Konsonantenblock als integraler Bestandteil der Sprache. Das ist soweit alles vertretbar, denn auch schon innerhalb des Semitischen ist die Bandbreite an Lautsystemen in Wirklichkeit viel größer, als es in traditionellen Darstellungen oft zum Ausdruck kommt, ganz zu schweigen von anderen Zweigen des Afroasiatischen.

Positiv möchte ich hervorheben, dass Allen in mehreren zentralen Punkten Entscheidungen über Lautwerte trifft, die sich von der Tradition lösen und aktuellere Ansätze aufgreifen. So gibt er das alte Vorurteil auf, die koptischen Vokale der Serie o , a , e bezeichneten Kürzen und \omega , i , u Längen (S. 11). Vielmehr interpretiert er den Gegensatz der beiden Vokalserien als $\pm tense$, was mir zwar nicht streng beweisbar, aber doch plausibel und begrifflich praktikabel erscheint, weshalb ich diese Terminologie künftig übernehmen werde. Dadurch eröffnet sich ihm die Möglichkeit, eine – meiner Meinung nach korrekte – Interpretation der koptischen Doppelvokale (oo etc.) als Längen zu akzeptieren, auch wenn eine Notation mit glottal stop (immer noch koptologischer *Mainstream*) hier und da noch nachspukt (S. 16–19, 77f.).

Die Rösslersche Interpretation des 𐤀 $\langle \text{c} \rangle$, später /s/ , als ursprüngliches /d/ wird von Allen, nachdem er sie in Allen (2013: 42f.) noch unterstützt hatte, jetzt verworfen (S. 64f.), „because a development of $*[\text{d}] > *[\text{s}]$ is unlikely phonologically“ (dieser Aussage stehe ich skeptisch gegenüber, weil die Entstehungsumstände eines /s/ nicht gerade aus vielen Sprachen der Welt wohldokumentiert sind). Trotzdem akzeptiert er weiterhin sowohl etymologische Verbindungen mit semitischen Dentalen als auch Fälle von lexikalischem $\text{𐤀} \sim \text{𐤁}$ -Wechsel wie $\text{c}^b \sim \text{db}$ „Horn“, die als Argument zugunsten der Rösslerschen Position gedient hatten. Allens neue Idee, die er kürzlich noch ein wenig ausführlicher in Allen (2020) separat publiziert hat, besteht darin, das Schriftzeichen 𐤀 sei bivalent gewesen und habe sowohl die Lautwerte /c/ als auch /di/ gehabt. Ich halte diese Idee für noch nicht ausgegoren und sehe mindestens folgende Probleme: (1) Der lexikalische Wechsel betrifft auch Wörter wie $\text{c}^j \sim \text{dj}$ „hier“, in denen das Graphem c^j einen Bestandteil des Zweikonsonantenzeichens 𐤀 bildet; dieses Zeichen müsste dann ebenfalls bivalent gewesen sein. (2) Bivalenz ist in der ägyptischen Schrift generell selten und wäre gerade bei einem Einikonsonantenzeichen, wo sie nicht durch phonetische Komplemente disambiguiert werden kann, unerträglich gewesen. (3) Auch das chronologische Bild ist nicht stimmig: In den Fällen mit lexikalischem $\text{𐤀} \sim \text{𐤁}$ -Wechsel repräsentiert 𐤀 die ältere Graphie, was nahelegen würde, dass der Lautwert /di/ von 𐤀 mit der Zeit außer Gebrauch gekommen wäre. Andererseits will Allen in $\text{𐤀} \text{/di/}$ noch die Quelle des koptischen Schriftzeichens ⲓ erkennen. (4) Schließlich gibt es noch weitere, von Allen nicht berücksichtigte lautliche Evidenz für den Rösslerschen Ansatz (Peust 1999: 103–106, 196). Das Thema wird vielleicht noch Gegenstand einer künftigen eingehenderen Diskussion sein müssen, doch glaube ich nicht, dass die Bivalenzhypothese auf Dauer überlebt.

Mittlerweile bevorzuge ich wieder die letztere Analyse (Peust 2008: 119f., 124). Für diese spricht auch noch, dass c^b , im Gegensatz zu c^d , in zahlreichen ägyptischen grammatischen Morphemen vorkommt. Nun ist es in Sprachen üblich, dass grammatische Morpheme vorwiegend einfache, unmarkierte Konsonanten enthalten. Daher sollte c^b eher /t/ sein und nicht /th/ .

Zu begrüßen ist hingegen, dass sich die Interpretation des $\langle 3 \rangle$ als Liquid, genauer //, bei Allen komplett durchgesetzt hat (S. 53, 64, 79f., 83). Ich halte diese Interpretation schon seit etwa einem Jahrhundert für bewiesen, nämlich seit dem Bekanntwerden der Ächtungstexte des Mittleren Reiches, in denen $\langle 3 \rangle$ ganz klar einen semitischen Liquiden wiedergibt.³ Wären diese Belege schon in den Anfängen der Ägyptologie verfügbar gewesen, so hätte man die Idee eines Lautwerts /ʔ/ sicherlich niemals in Betracht gezogen, die nur als Verlegenheitslösung entstand und sich dann aber leider verfestigte. Nur die präzise Natur des Liquiden (/l/, /r/ oder /l/) bleibt jetzt noch zu klären. Einen neuen Gedanken hierzu deutet Allen selbst an, wenn er sagt: „Coronal /l/ could also easily devolve into the et of some Coptic survivals“ (S. 80). Ich möchte diesen Punkt etwas näher ausführen, denn es handelt sich um ein wichtiges typologisches Argument.

Im Neuen Reich verliert $\langle 3 \rangle$ meist seinen liquiden Charakter und löst sich in einen Glide /j/ auf, welcher oft bis ins Koptische erhalten bleibt, z.B.: βbw „Elephantine“ > ⲓⲃ , βs „eilen“ > ⲓⲃⲟⲥ , $\beta h.t$ „Feld“ > ⲉⲓⲃⲉ , βbt „Osten“ > ⲉⲓⲃⲧ / βj „strecken, messen“ > (nach Osing 1976: 520f. Anm. 292) neuägypt. hy „hoch sein“ > ⲟⲓⲁ , $Z^3 w.tj$ „Asyūt (Toponym)“ > ⲉⲓⲟⲩⲧ , $h^3 b.t$ „Schatten“ > ⲉⲓⲁⲃⲉⲥ , s^3 „Rücken“ > ⲉⲓⲟ , gb^3 „Arm“ > ⲉⲓⲃⲟⲓ , $m^3 n^3$ „hier“ > ⲉⲓⲃⲏⲁⲓ , cs^3 „viel sein“ > ⲁⲉⲁⲓ , zh^3 „schreiben“ > ⲉⲓⲃⲁⲓ ; vgl. weiter die von Borghouts (1980: 101) erwähnten Anzeichen für eine Konfusion von Verben ultimae -ʔ und ultimae -j im Neuägyptischen. Hier handelt es sich offenbar um die reguläre Lautentwicklung des $\langle 3 \rangle$ in dem Fall, dass überhaupt ein konsonantischer Reflex bis ins Koptische überlebt.⁴ Dies ist nun aber ein bedeutsamer typologischer Indikator: Es ist aus vielen Sprachen belegt, dass // zu einem Glide abgeschwächt wurde, sei es zu /j/ (z.B. bairisch⁵, italienisch⁶, palauisch⁷, zenaga-berberisch⁸) oder zu /w/ (z.B. französisch⁹, niederländisch¹⁰, polnisch¹¹, serbokroatisch¹²). Aus manchen Sprachen sind beide Wandel */// > /j/ sowie */// > /w/ belegt, so aus dem Portugiesischen¹³ und aus der äthiosemitischen Sprache Muher¹⁴. Von /r/ scheinen solche Lautwandel kaum bekannt zu sein. Dies gibt den Ausschlag dafür, dass $\langle 3 \rangle$, mindestens in der Phase unmittelbar vor seiner lautlichen Re-

3 Viele Belege übersichtlich zusammengestellt bei Hoch (1994: 492–495).

4 Eine Entwicklung $\langle r \rangle$ > /j/, wie in $hqr.t$ „hungrig (Stativ)“ > ⲉⲓⲃⲟⲩⲧ , ist hingegen nur sporadisch und in keiner Weise regulär. Vermutlich ging die Entwicklung auch hier durch eine Zwischenstufe //.

5 Fälle wie *Wald* > *Woid*.

6 Fälle wie *flore(m)* „Blume“ > *fiore*.

7 In der Sprache der Südseeinsel Palau wurde grundsätzlich jedes proto-malaio-polynesisches */// zu /j/, z.B. **layit* (so auch noch indonesisch und malaiisch) „Himmel“ > *yajəð* (Blust 2009: 321).

8 In dieser Sprache wurde grundsätzlich jedes urberberische *///, sofern nicht geminiert, zu /j/. So heißt es *ūy* „Herz“ (andere Berbersprachen gewöhnlich *ul*), aber im Plural *ällün* (Taine-Cheikh 2003: 31).

9 Fälle wie *alter* „anderer“ > *autre*.

10 Fälle wie dt. *Wald* = ndl. *woud*.

11 Im Polnischen wurde jedes urslawische *l*, sofern nicht in palatalem Kontext stehend, zu /w/; man schreibt diesen Laut mit dem Buchstaben *ł*.

12 Fälle wie *Belgrad* > *Beograd*.

13 Vgl. *multu(m)* „viel“ > *multo*, aber *alter* „anderer“ > *outro*.

14 Zu */// > /j/ siehe Fekede Menuta & Meyer (2015: 535–539), zu */// > /w/ siehe Polotsky (1939).

duktion, ein // repräsentiert haben muss. Für den Lautwert in früherer Zeit würden zwar weitere Möglichkeiten offenbleiben, sofern man zusätzliche Lautwandel ansetzt, aber die stärkste verfügbare Evidenz spricht nun einmal für die auch von Allen bevorzugte Interpretation ⟨ʕ⟩ = //.¹⁵ Diese sollte man künftig übernehmen, solange nicht stärkere Gegenargumente auftauchen.

Wie auch Allen erwähnt (S. 53), bleibt ⟨ʕ⟩ zuweilen bis ins Koptische als // erhalten. Dies scheint mir besonders dort der Fall zu sein, wo der Liquid im Zuge einer Assimilation zuvor geminiert worden war, z.B. in *ḃrrw* „Binse“ **l̥l̥r̥w/* > *l̥ll̥w/* > (altkopt.) $\lambda\lambda$ /*álə/* (Osing 1998: 53); *ḃr̥t* „Weintraube“¹⁶ **l̥r̥álr̥t/* > **l̥r̥állt/* > **l̥lállt/* > $\epsilon\lambda\omicron(\omicron)\epsilon$; *šḃrw* „Bündel“ **šálr̥w/* > **šállw/* > $\omega\omicron\lambda$; *qḃn.t* „Türriegel“ **qúlñt/* > **qúllt/* > $\kappa\lambda\epsilon$ /*kálə/*; *ḃr̥t* „Skorpion“ **č̣l̥r̥ú(j?)t/* > *l̥č̣llú(j?)t/* > ^{boh} $\epsilon\lambda\eta$; *Ṭḃrw* „Sile (Toponym)“ **č̣l̥l̥r̥úw/* > **č̣l̥llúw/* > $\epsilon\lambda\eta$.¹⁷ Sporadisch hielt sich der Liquid auch außerhalb dieser Bedingung, so in *ḥḃg* > $\epsilon\lambda\omicron\epsilon$ „süß“.

Allen akzeptiert auch die neuere Erkenntnis (seit Rössler), dass λ ⟨ṣ̌⟩ ursprünglich einen hinteren Spiranten bezeichnete (S. 68f.), der aber schon während des Alten Reiches in vielen Fällen zu /š/ palatalisiert wurde. Damit ging eine Umdeutung des Schriftzeichens λ zu einem Graphem für /š/ einher, während das Schriftzeichen ϵ ⟨ḥ⟩ für diejenigen Fälle nachträglich geschaffen wurde, in denen der Spirant seine hintere Artikulationsstelle beibehielt (vgl. Kammerzell 2005: 182–187). Allens Vermutung, die Palatalisierung sei vor Vordervokal eingetreten, klingt natürlich plausibel, lässt sich aber auf dem aktuellen Wissensstand zumindest nicht absichern und sollte höchstens als explizit hypothetischer Vorschlag stehen bleiben (vgl. semitisch **ḥam-* „Schwiegervater“ = ägypt. ursprünglich wohl **ḥam*, AR *šm* > kopt. $\omega\omicron\eta$, also mit Palatalisierung vor -a-). Wir dürfen mit Kammerzell vermuten, dass die Palatalisierung ⟨ṣ̌⟩ (ḥ) > /š/ mit der gleichfalls während des frühen Alten Reiches erfolgenden Palatalisierung ⟨k⟩ > ⟨ṭ⟩ /č/ (dazu Allen S. 70) in einem inneren Zu-

- 15 Etymologische Verbindungen zumindest mit dem semitischen Zweig weisen überwiegend auf ⟨ʕ⟩ = r, z.B. *ḃp* „beladen“ = arab. *rakiba* „besteigen“, *wḃd* „grün“ = akkad. *warqu* „grün“, *bḳ* „morgen“ = arab. *bukra* „morgen“, *ḥḃi* „nackt sein“ = arab. *‘ariya* „nackt sein“, *ḥḃs.t* „Gebirge“ = hebr. *ḥoräš* „Wald“, *ḥp̣* „Nabel“ = ge‘ez *ḥənbərt* „Nabel“, *qḃb* „Mitte“ = hebr. *qārāb* „Mitte“ und viele andere. Die – schwächeren – Belege für ⟨ʕ⟩ = l wie *ḃd* „Kind“ (seit AR, aber Graphien mit -ḃ- erst später) = hebr. *jälād* „Kind“, ϵ „Tür“ = hebr. *dälät* „Tür“, *bḥ* „eilen“ (seit 1. Zwischenzeit) = hebr. *nibhal* „eilen“, *ḥṃ.t* „Salz“ = hebr. *mālaḥ* „Salz“ (Vycichl 1984), *kḃ* „Hinterteil“ (seit MR) = arab. *kafal* „Hinterteil“, sofern sie denn stimmen, sehen eher nach einer späteren Lehnwortschicht aus. Der etymologische Befund ist trotzdem vereinbar mit dem Ansatz ⟨ʕ⟩ = //, wenn weitere Lautwandel entweder im vorhistorischen Ägyptisch oder auf der semitischen Seite in Betracht gezogen werden.
- 16 Dieses Wort ist nicht ganz unproblematisch. Ich gehe mit Allen (S. 81) davon aus, dass die übliche Graphie *ḃrr.t* aus kalligraphischen Gründen für *ḃr̥r.t* steht. Außerdem muss in diesem Wort noch eine nicht näher datierbare Fernassimilation des ersten r zu l postuliert werden, um bei $\epsilon\lambda\omicron\lambda\epsilon$ anzukommen.
- 17 Die progressive Assimilation zu /-ll-/ scheint in den Gruppen /-l̥r̥t/, /-l̥ñt/ und /-l̥r̥w/ regelmäßig, also lautgesetzlich stattgefunden zu haben (> /-ll̥t/, /-ll̥t/ bzw. /-ll̥u/), wobei zum Koptischen hin die Geminate wieder aufgegeben wurde. Die Gruppe /-l̥ñw/ hingegen verwandelte sich früh über /-l̥nu/ zu /-l̥mul/ (statt */-ll̥u/) und entging so dieser Entwicklung, z.B. in *ḃñw* (AR) „Generation“ **č̣áln̥w/* > **č̣álnu/* > **č̣álmul/* (ab 1. Zwischenzeit, jetzt geschrieben *ḃñw*) > **č̣ámul/* > $\alpha\omega\eta$ (für weitere Beispiele siehe Peust 1999: 163f.).

sammenhang steht. Es spaltete sich also während des frühen Alten Reiches aus der velaren Reihe /k/, /h/ unter nicht genau bekannten Bedingungen eine palatale Reihe /č/, /š/ ab. Wie schon Kammerzell (2005: 195) vorschlägt, dürfte das auf diese Weise neu entstandene <š> /š/ einen gewissen Druck auf die beiden ursprünglich vorhandenen Sibilanten [š] <s> und [ʃ] <z> (mit unklaren Lautwerten; Allen S. 69 setzt <z> = /θ/) ausgeübt haben und ursächlich für ihren Zusammenfall gewesen sein, der dann zum Mittleren Reich hin erfolgte. Ähnliches vollzog sich in der Sprachgeschichte des Deutschen: Die beiden mittelhochdeutschen Sibilanten <s> /s/ und <z> /s/¹⁸ gerieten durch das aus der Gruppe -sk- / -sch- neu entstehende /š/ unter Druck und fielen schließlich zusammen, da die Sprache nicht drei Sibilanten nebeneinander tolerierte.

Einzelne Annahmen Allens über Lautwerte des Älteren Ägyptisch sind weniger geglückt; so sehe ich keinen Anlass, den etablierten Lautwert /n/ von $\overline{\text{𓏏}}$ <n> (so auch korrekt S. 67) in Frage zu stellen und durch ein palatales /ɲ/ zu ersetzen (so S. 79).

Allen benutzt ziemlich idiosynkratische phonetische Symbole (vgl. S. 15 Anm. 17, S. 32, S. 196): Stimmlose und stimmhafte Buchstaben stehen für aspirierte bzw. nicht-aspirierte Plosive: t = /t^h/, d = /t/, wie in der Pinyin-Umschrift des Chinesischen oder der Orthographie des Navaho. Der Unterstrich bezeichnet Palatale, z.B. \underline{t} = /t^hj/. Darin ist wohl der Versuch zu sehen, eine praktische Lautschrift zu finden, die möglichst wenige Diakritika benötigt und dann nur solche, die unter Ägyptologen schon heute in Gebrauch sind.

Allen äußert sich skeptisch zur Existenz eines phonologischen glottal stops im Ägyptischen: „Although Egyptian certainly had a phonetic glottal stop *[ʔ], whether it ever had a phonemic one /ʔ/ is debatable“ (S. 77). Den Mut, in diesem Punkt die traditionelle Sichtweise in Frage zu stellen, finde ich begrüßenswert, auch wenn eine konsistente Position noch nicht erreicht wird. Teilweise als Kompensation für den aufgegebenen glottal stop entwickelt Allen nämlich eine merkwürdige Idiosynkrasie mit der durchgehenden Repräsentation von Silbengrenzen in den phonemischen Interpretationen, von ihm durch /-/ notiert. Diese Silbengrenzen sind oft dubios und müssten eigentlich viel expliziter gerechtfertigt werden, z.B. setzt Allen an: /o'-sx/ (S. 97), /ɔn'-x/ (S. 98), /nɔb'-ɛ/ (S. 98), /^cun-nux'-i-ju/ (S. 154). Wo eine seiner Silben mit einem Vokal beginnt, stellt Allen sich fallweise wohl einen phonetischen glottal stop oder glide vor. Damit würde etwas ähnliches wie ein glottal stop durch die Hintertür doch wieder in das ägyptische Phonemsystem hineinkommen. Dies betrifft Formen wie die folgenden: /tas'-al/ (S. 78); /im-af'/ (S. 102); /a-ma'-aj/ (S. 136); /gal'-i-at/ (S. 140); /hi-mas'-al/, alternativ notiert /hi-mas'-ʔa/ (S. 132); /a'-al > /a'-ya/ (S. 146); /mis-i-a' > /mis-ja' (S. 137); /ka'-si-al > /kas'-jal ~ /kas'-al/ (S. 152).

Ein Schwanken zwischen /j/ und /i/ wie in /i-ri-aj' / ~ /i-ri-ai' / (S. 156) oder /pi-ri-jak' / ~ /pi-ri-ak' / (S. 157) wäre nach Allen der Grund für die Schreibung bzw. Nichtschreibung eines $\overline{\text{𓏏}}$ in den ägyptischen Quellen. Vielleicht ist das nicht ganz falsch: Man kann sich durchaus vorstellen, dass eine der Ursachen für entsprechende Graphievarianten

18 „Für /z/ ist eine dem nhd. /s/ entsprechende [s]-Lautung unstrittig [...]. Überwiegend wird für ahd.-mhd. /s/ eine schibilantische, zwischen [s] und [ʃ] <sch> stehende Aussprache angenommen“ (Paul 2007: §L 121; dort weitere Literaturverweise).

in der Unsicherheit seitens der Ägypter lag, ob ein Glide /j/ oder /w/ als Vokal oder als Konsonant zu gelten habe. Trotzdem sollte sich die moderne phonologische Analyse auf eine Interpretation festlegen oder die Frage jedenfalls klarer und expliziter behandeln.

Allen zeigt eine starke Neigung, möglichst identische Phonemsysteme für unterschiedliche ägyptische Sprachstufen oder koptische Dialekte anzusetzen und auf diese Weise diachrone und dialektische Unterschiede zu minimieren (z.B. S. 13, S. 18 unten). Besonders für die koptischen Dialekte haben auch schon andere Forscher versucht, eine gemeinsame überdialektale phonologische Grundlage zu konstruieren, die in den verschiedenen Dialekten nur jeweils leicht unterschiedlich realisiert oder graphisch notiert worden wäre. Ein bekannter Protagonist dieser Idee war Hintze (1980, von Allen nicht zitiert), und auch Allen selbst entwickelte die Idee eines überdialektalen „Common Coptic“ (Allen 2013: 11), wenn auch dieser Begriff in seiner *Ancient Egyptian Phonology* nicht erscheint.

Allens Geringschätzung der diachronen Dimension wirkt sich besonders nachteilig auf seine Interpretation des Vokalsystems aus. Bekanntlich zeigt das Koptische Spuren einer Vokalalternation je nach Offenheit oder Geschlossenheit von Silben wie in *con* „Bruder“ vs. *comē* „Schwester“. Allen (S. 11–14, 73) stellt die Alternation so dar, als wäre sie noch produktiv, und betrachtet beide Vokale nur als Realisierungen eines einzigen Phonems /o/. Demnach besitze das Koptische (man muss ergänzen: in der Tonsilbe) nur drei Vokalphoneme /o/ (= ω ~ o ~ λ), /e/ (= η ~ ε ~ λ) und /i/ (= ι ~ ε ~ λ). In Wirklichkeit liegen aber nur noch Reste solcher Alternationen vor, und die Regel funktioniert vielmehr nur dann, wenn man den Konsonantenstand des Älteren Ägyptisch einsetzt. Dies geht aus Allens Darstellung nicht klar hervor, wohl aber aus den alten Klassikern: Die Silbenstrukturregeln gelten nur, „sobald wir den alten Konsonantenbestand der Wörter, der in den kopt. Formen nicht vollständig erhalten ist, so wiederherstellen, wie er uns aus den ältesten Sprachdenkmälern erreichbar ist“ (Sethe 1923: 193) / „if the main-stressed vowel of any Sahidic word [...] is placed within the complete consonantal skeleton of its OEg or MEg ancestor“ (Edgerton 1947: 1). Synchron im Koptischen gibt es nämlich viele Gegenbeispiele und sogar das umgekehrte Verhältnis wie in *po* „Mund“ vs. *pω=q* „sein Mund“, was sich eben nur durch ehemals vorhandene (oder notfalls postulierte) vorkoptische Konsonanten erklärt.¹⁹

Auch die anderen von Allen behandelten Sprachstufen, z.B. das Demotische mit seiner immerhin tausendjährigen Geschichte, sind in sich viel heterogener als die Darstellung es vermuten lässt. Wenn es heißt: „Demotic is both a stage of the Egyptian language and the script in which it is written“ (S. 23), so ist dies eine alte Handbuchweisheit, die in einer ersten groben Annäherung vertretbar sein mag. Doch hätte man sich in einem aktuellen Buch einen etwas differenzierteren Umgang mit den Begriffen gewünscht,²⁰ gerade auch

19 Gerade *po* stellt übrigens in dieser Hinsicht einen Problemfall dar, an dem auch Allen sich versucht: Sein Vorschlag (S. 85), die Wortgrenze habe für die Silbenstrukturregeln wie ein Konsonant gewirkt, ist unzureichend, denn er könnte zwar *po* erklären, nicht jedoch *pω=q*. Den traditionellen Standpunkt zu diesem Lemma vertreten etwa Gardiner (1957: 429f.), Lacau (1972: 116f.), Sethe (1923: 196f.) und Wb II 389, die einen zweiten Radikal postulieren, aber zugestehen, dass ägyptische Belege für ihn fehlen.

20 Quack (2010) etwa beschreibt ausführlich Beispiele für Inkongruenz von demotischer Sprache und demotischer Schrift.

im Lehrbetrieb, wenn man den Studenten von Anfang an wissenschaftliches Problembewusstsein vermitteln möchte.

Die weitestmögliche Harmonisierung sämtlicher ägyptisch-koptischer Phonemsysteme ist eine vielleicht didaktisch gut gemeinte Simplifizierung, bringt aber eine bedenkliche Vermischung von Synchronie und Diachronie mit sich, die eigentlich ein linguistisches Tabu darstellt. Ich bevorzuge eine lautgeschichtliche Sichtweise, nach der Lautwandel zu einem bestimmten Zeitpunkt (und in einem bestimmten Gebiet) wirken und danach zu wirken aufhören, auch wenn sie noch für lange Zeit sichtbare Spuren etwa in morphologischen Alternationen hinterlassen können. Dies sei hier noch einmal mit den Worten eines der alten Meister zum Ausdruck gebracht: „Il faut se rappeler qu'il y a une chronologie dans l'ensemble des faits phonétiques, chaque loi particulière ne valant que pour une période déterminée dans un domaine déterminé“ (Lacau 1910: 81).

Wenn man das Phonemsystem eines koptischen Dialekts ernsthaft synchron darstellen wollte, müsste man zweifellos auch die griechische Komponente des Lexikons einbeziehen, die einen essentiellen Bestandteil der Sprache bildete und sich gravierend auf das Phonemsystem der Sprache auswirkte; beispielsweise wurde dadurch das Inventar unbetonter Vokale stark erweitert, wo der native Wortschatz fast nur /ə/ gekannt hatte. Allen geht hierauf nicht ein, denn für ihn ist das Koptische primär ein Schlüssel zum Ägyptischen und keine Sprache, die er um ihrer selbst willen betrachten möchte.

Da Allen der Chronologie von Lautentwicklungen nur wenig Beachtung schenkt, gelangt er zu fehlerhaften Schlüssen. So meint er, dass die Differenzierung der beiden Vokalklassen, die er als *±tense* analysiert, sich erst nach dem Neuen Reich ausbildete (S. 39, 46f., 73f.). Doch wirkten, wie schon erwähnt, die urkoptischen Silbengesetze zu einer Zeit, als der ursprüngliche Konsonantenbestand noch weitgehend erhalten war, was auf das Neuägyptische sicher nicht mehr zutrifft. Der Wirkzeitraum der Silbenstrukturregeln muss also noch vor dem Neuen Reich angesetzt werden, nach meiner Vermutung ungefähr im Mittleren Reich.

In seinen phonologischen Rekonstruktionen der mittelägyptischen Sprachstufe unterstellt Allen, damals seien silbenschießendes ⟨t⟩ und ⟨r⟩ schon geschwunden gewesen, silbenschießendes ⟨ḳ⟩ /-l/ hingegen noch nicht; dies zeigt sich in Umschreibungen wie *wsr* /wa'-sil/ „stark“ (S. 173), aber *dḳmw* /ḳal'-mul/ „Generation“ (S. 174) (> ⲁⲠⲙ). Mit der sprachlichen Datierung steht es nun ähnlich wie in der Archäologie: Die relative Abfolge der Pharaonen ist normalerweise gesichert, weniger aber ihre absolute Datierung. Ebenso lässt sich in der Sprache die relative Abfolge von Lautwandeln oft besser bestimmen als der konkrete Zeitpunkt. Sicher ist nun aber, dass abgefallenes ⟨t⟩ und ⟨r⟩ für die urkoptischen Silbengesetze noch zählen, abgefallenes ⟨ḳ⟩ jedoch nicht: *dḳmw* /ḳálmul/ > /čálmul/ > ⲁⲠⲙ, nicht *ⲁⲠⲙ; aber *dr.t=f* /čártʃl/ „seine Hand“ > ⲧⲟⲟⲧ=ϣ, nicht *ⲧⲟⲧⲧ=ϣ. Damit ist folgende relative Chronologie bewiesen: (1) Schwund von ⟨ḳ⟩ im wortinternen Silbenauslaut, (2) Festlegung der Vokalklassen infolge der urkoptischen Silbengesetze, (3) Schwund von ⟨t⟩ und ⟨r⟩ im Silbenauslaut. Es bleibt jetzt nur noch offen, wie man diese Ereignisse absolut datiert.

Wie auch viele andere Ägyptologen setzt Allen den Abfall des ⟨t⟩ und ⟨r⟩ schon im Alten Reich an. Da es sich aber hierbei, wie soeben gezeigt, um einen relativ späten Prozess

handelt, nämlich Schritt Nr. (3), handelt man sich durch eine Frühdatierung Schwierigkeiten mit dem gesamten chronologischen Gebäude ein. Ich vertrete daher lieber eine Spät-datierung von Schritt (3), etwa – wahrscheinlich über einen gewissen Zeitraum gestreckt – an das Ende des Mittleren Reiches und in die Zweite Zwischenzeit.²¹

Auf den genannten Schwund des silbenschießenden ⟨ʒ⟩ //, der die wichtigste Ausnahme von den urkoptischen Silbengesetzen darstellt und deshalb relativ früh datiert werden muss, will ich noch etwas näher eingehen. Diese Ausnahme ist schon seit langem bekannt: „Wo ursprünglich der besonders schwache und früh zum Schwinden geneigte Konsonant ʒ im Wortinnern die Silbe schloß und also unmittelbar auf einen kurzen Vokal folgen mußte, finden wir im Kopt. statt dessen fast ausnahmslos einen langen Vokal“ (Sethe 1923: 195f.); „Apparently medial ʒ in the position -VʒCVC quiesced before the vowel quantities became fixed“ (Edgerton 1947: 2).²² Daher sollte man etwa das Wort *ḥʒti* > ϣⲏⲧ „Herz“ mit Hilfe dieser Regel erklären: /ḥúʒt̃i/ > /ḥút̃i/ > ϣⲏⲧ, während Allen (S. 85f., 116) den

21 Die Erfahrung mit ägyptischen Texten zeigt ja, dass die Unsicherheiten in der Graphie etwa des auslautenden -⟨t⟩ erst im Neuen Reich massive Ausmaße annehmen und weit über die vereinzelt auffälligen Graphien aus älterer Zeit hinausgehen, welche für eine Frühdatierung in Anspruch genommen worden sind (z.B. von Allen S. 70; dazu eine alternative Erklärung bei Peust 2018b: 275). Demnach sollte das -⟨t⟩ bis in die Zweite Zwischenzeit größtenteils noch gesprochen worden sein. Auf jeden Fall muss die kurz nach dem Alten Reich anzusetzende Depalatalisierung ⟨t⟩ > ⟨ṭ⟩ dem Abfall des -⟨t⟩ noch vorausgegangen sein (Peust 2018a: 171). Schließlich kann noch ein morphologisches Argument zur Datierungsfrage beitragen: Die Entstehung der neuägyptischen Subjektspronomina (*tw=j* „ich“ etc.; erste vereinzelte Belege nach Cahail 2019 aus der 13. und 17. Dynastie) steht offenbar im Zusammenhang mit dem Abfall des auslautenden -t, denn es wurde ein *ntt-wj* „dass ich ...“ zu *ntj tw-j* reinterpretiert (Stauder 2016). Wir müssen uns den Sprachzustand zum Zeitpunkt der Entstehung dieser Pronomina also so vorstellen, dass *ntt* normalerweise schon (annähernd) /nt̃/, aber in Liaison noch /nt̃-/ lautete. Diese Komplikation wurde durch eine Gliederungsverschiebung der Morphemgrenzen, wie sie sich in der ägyptischen Sprachgeschichte wiederholt ereignete, beseitigt, womit besagte Pronomina entstanden, also etwa wie folgt: /nt̃at-ūj-/ > /nt̃a-tūj-/ (aus diesem /tūj-/ wurde später /t̃aj-/ > ʔ-). Ich möchte vermuten, dass ein Sprachzustand mit derartigen Liaisonregeln ziemlich instabil war, der Abfall des auslautenden -t also zeitlich nicht viel früher, sicherlich nicht viele Jahrhunderte früher, als der Siegeszug der neuägyptischen Subjektspronomina angesetzt werden darf.

22 Man könnte dieses Lautgesetz – also den spurlosen Schwund von ⟨ʒ⟩ // nach dem Tonvokal – im Einzelfall zu vermeiden versuchen, indem man das ⟨ʒ⟩ vor dem Tonvokal ansetzt und annimmt, dort hätte es ebenfalls keine Spur im Koptischen hinterlassen. Beispielsweise könnte ein Wort wie *d̃ʒd̃* „Kopf“ > ϣⲟⲗ entweder als /č̃álč̃/ angesetzt werden, was der übliche Ansatz ist (etwa bei Sethe 1923: 196, Edgerton 1947: 2, Lacau 1972: 27, Osing 1976: 368f. Anm. 48, Schenkel 1990: 74, Vergote 1992: 30, Kammerzell 2005: 207), aber möglicherweise auch als /č̃ˀláč̃/ (vgl. Vergote 1962: 70f., Peust 1999: 187). Mir scheint letztere Lösung jetzt aber unbefriedigend. Sie ist definitiv auszuschließen im Falle reduplizierter Verbalstämme wie *ḥʒḥʒ* „worfeln“ > ϣⲟⲗ oder *sd̃d̃* „zittern“ > ϣⲟⲗ, welche zweifellos dieselbe Stammbildung (C)VCC̣C aufwiesen wie etwa *hrhr* „zerstören“ > ϣⲟⲣⲟⲣ oder **strtr* „zittern“ > ϣⲏⲧⲣ. Einzelne Problemfälle wollten Vycichl (1990: 172f.) und Vergote (1992: 30) mit der Annahme sekundärer Sprossvokale lösen, z.B. *k̃imw* „Weingarten“ angeblich über eine Zwischenstufe **k̃āʒim* > ϣⲟⲙ. Auch dies wird überflüssig, sobald wir das umfassendere Lautgesetz des generellen Schwundes von ⟨ʒ⟩ im wortinternen Silbenauslaut akzeptieren.

Tonvokal dadurch in eine offene Silbe bringen will, dass er das Wort dreisilbig ansetzt (/hu'-li-ti/), womit er aber die Grundlagen der Silbenstrukturregeln aus den Angeln hebt.

In diesem Zusammenhang möchte ich, um die allgemeine Gültigkeit der Regel zu bekräftigen, noch das Substantiv *mʒˢ.t* „Wahrheit“ > ^{sah}με : ^{boh}μη : ^{lyk}μηε : ^{ach}με besprechen, das einige Schwierigkeiten bereitet hat. Hier wird nämlich üblicherweise angenommen,²³ die sahidische Form gehe auf eine urkoptische Variante mit erhaltenem ʒ zurück (etwa /mūʒˢˠt/), die übrigen Dialektformen hingegen auf eine Variante mit geschwundenem ʒ (etwa /mūˢˠt/). Dies musste den Eindruck erwecken, der Schwund des silbensschließenden ʒ sei nur fakultativ eingetreten. Ich halte es aber für unrealistisch, dass ausgerechnet das im Zentrum des koptischen Sprachgebietes lokalisierte Sahidische eine besondere, uralte Dialektvariante bewahrt haben sollte. Zudem übte der Laryngal /ʕ/ im Allgemeinen eine öffnende Wirkung auf den vorangehenden Vokal aus, so dass ein sahidisches zugrundeliegendes -ε vor dem Laryngal eigentlich zu *-α hätte umgefärbt werden sollen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass der Vokal -ε /e/ seinerseits Produkt einer Umfärbung aus /e/ vor dem Laryngal /ʕ/ ist, wie wir es auch etwa vorfinden in ^{sah}ενεε (für *ενηε) : ^{ach.lyk}ανηε „Ewigkeit“ oder ^{sah}μεε für eigentlich erwartetes, aber selteneres μηε als Stativ von μογε „füllen“ (dazu Polotsky 1931: 839). Ziemlich sicher handelt es sich bei dem sahidischen με also nur um eine junge Verschleifung aus μηε. Letztere Graphie ist tatsächlich in altsahidischen Texten gelegentlich anzutreffen.²⁴ Ein auslautender Tonvokal wie in με ist phonologisch gesehen ein Langvokal (Doppelvokal), und so kann dieses Substantiv, wenn ihm in einem phonologischen Wort die Kopula folgt, auch μεε geschrieben werden.²⁵ Die Ableitung der standardsahidischen Form erfordert demnach die folgenden, allesamt leicht nachvollziehbaren Schritte: (Ausgangsform:) /mūˢˠt/ > (Schwund des <ʒ>:) /mūˢˠt/ > (Wirkung der Silbengesetze:) /mūˢˠTENSEˢˠt/ > (präsaheedisch:) /meʕə/ > (Öffnung durch Laryngal:) /meʕə/ > (regulärer Schwund des ˢAyin:) /meə/ > (Verschleifung:) /me:/ με(ε). Dieselbe Verschleifung finden wir in dem Numeralesah-ογηε ~ sahad-ογε „eins (nach Zehnern)“ < * /wūˢˠt/.

Anachronistisch sind meiner Auffassung nach des Weiteren solche Ansätze Allens wie /wˢ-na'-wa/ für *wnw.t* „Stunde“ (S. 44) und /sa'-wa/ für *swr* „trinken“ (S. 55), denn der Verlust des -w- durch das Schenkelsche Gesetz „Intervokalisches w nach dem Tonvokal wird zu j“²⁶ trat schon in der Ersten Zwischenzeit ein und damit ebenfalls vor dem Abfall des silbensschließenden <t> und <r>.

23 Z.B. Albright (1923: 68), Osing (1976: 641f. Anm. 670), Vycichl (1983: 105); wieder anders Vergote (1962: 73f.).

24 Mehrfach in Nag Hammadi, z.B. NH II 5.34, 138.13; III 13.2, 55.6, 70.11, 121.2; XII 31.7; außerdem in Quecke (1975: 115). Man steht in solchen Fällen vor der Wahl, die Form μηε entweder als Archaismus (was ich bevorzugen würde) oder aber als Lykopolitanismus zu erklären. Gerade in dem unsauberen Sahidisch vieler Nag Hammadi-Texte ist dies schwer definitiv zu entscheiden.

25 Polotsky (1957: 348f.), Peust (1999: 215).

26 Formuliert von Schenkel (1962: 47–59, leicht modifiziert in Schenkel 1979: 385 Anm. 39), von Allen S. 145 auch anerkannt. Man kann darüber diskutieren, ob die infolge dieses Gesetzes erscheinende Graphie <ϣ> wirklich für /j/ steht (so Schenkel) oder nur für einen vokalischen Hiat nach Verlust des /w/ (so Lacau 1972: 85 und ähnlich Peust 1999: 139). Das Schenkelsche Gesetz spiegelt sich graphisch in der Regel nur in solchen Wörtern wider, die das -w- explizit mit einem Einkonsonantenzeichen notiert hatten. Dagegen wird in Wörtern wie *wnw.t* „Stunde“ und *zwr*

Während die allerwichtigsten Grundzüge der ägyptischen Lautgeschichte von Allen behandelt werden, vermissen wir leider viele feinere und dennoch gut abgesicherte Lautgesetze. Als ein Beispiel hierfür sei der „Edelsche Auslaut“²⁷ hervorgehoben: Einige alttertümliche koptische Texte (der heute sogenannte Subdialekt *L6*) kennen neben dem unbetonten unbetonten Auslautvokal $-e$ $/-ə/$ (z.B. $< */-˜t/, */-˜r/$) einen davon unterschiedenen Auslaut $-i$, der auf $*/-j˜w/$ zurückgeht. In diesem $-i$ lebt offenbar noch ein Reflex des nachtonigen $/j/$ fort. Eine Erwähnung dieses Gesetzes wäre etwa auf S. 74 angebracht gewesen. So ist auch die Rekonstruktion $\alpha o e$ „raised“ $< /tas' -al$ (S. 131) ungenau, vielmehr weist die *L6*-Form $\alpha \alpha \alpha i$ auf $*/\check{\alpha} s j \tilde{w}/$ oder $*/\check{\alpha} s j u/$ mit $-j-$. Auch $\epsilon \alpha \tau \epsilon$ „to flow“ geht nicht auf $/xud' -dit/$ (S. 126) zurück, sondern auf $*/xítjít/$ mit $-j-$, wie die lykopolitanisch noch erhaltenen Formen $\epsilon \epsilon \tau \epsilon \sim \epsilon \tau \tau \epsilon$ zeigen.²⁸

Während Allens Interpretation der koptischen Doppelvokale als Längen aus meiner Sicht korrekt ist,²⁹ nimmt er das Phänomen als solches nicht ernst genug, wenn er schreibt: „This feature is phonetic rather than phonemic because not all dialects make use of it and in those that do, it is graphically variable, without semantic or grammatical significance: single vowels can be written double, and doubled vowels, single“ (S. 16). Die scheinbare Beliebtheit kommt aber vor allem durch das undifferenzierte Zusammenwerfen der koptischen Dialekte zustande, und dies gilt in gewissem Maße auch dann noch, wenn man – beispielsweise – sahidische Formen nur aus den Wörterbüchern exzerpiert. Sobald man aber auf die Ebene der Einzeltexthe hinabgeht, erweist sich der Gebrauch der Doppelvokale als regelhafter, als man (und Allen) es vermuten mag. Ich möchte dies hier an einer Detailfrage demonstrieren. Bekanntlich können die Doppelvokale als Kompensation für ein ehemaliges c Ayin erscheinen, z.B. (standardsahidische Formen): $\check{s}^c d / \check{s} \acute{a}^c a t/$ „schneiden“ $> \varpi \omega \omega \tau$; $h^c \check{c}^c f / h \acute{a}^c f/$ „er selbst“ $> \epsilon \omega \omega \varpi$; $p n^c / p \acute{a} n a^c/$ „umdrehen, ändern“ $> \rho \omega \omega \eta \epsilon$; $q m^c / \check{c} \acute{a} m^c/$ „Buch“ $> \alpha \omega \omega \eta \epsilon$. Doch wird dieser Doppelvokal nicht immer realisiert: So schreibt der gut sahidische ρ Bodmer 19 (ed. Kasser 1962) wohl $\varpi \omega \omega \tau$ ³⁰, $\epsilon \omega \omega = \varpi$ ³¹, aber nur $\rho \omega \eta \epsilon$ ³², $\alpha \omega \eta \epsilon$ ³³. Man könnte dies für eine zufällige Irregularität halten, fände sich dasselbe Phänomen nicht auch anderswo, sogar in mehreren Varietäten außerhalb des sahidischen Sprachraumes. Das lykopolitanische Johannesevangelium (ed. Thompson 1924), auch Subdi-

„trinken“, die $-w$ - nur vermittels eines Zweikonsonantenzeichens (hier: \bigcirc bzw. Ⲱ) zum Ausdruck bringen, die althergebrachte Graphie nicht verändert.

27 So benannt von Funk (1987: 118); Nagel (1991: 156) spricht von „Edel’s law of finales“. Dieses Lautgesetz wurde zuerst von Lacau (1946: 464f.) und dann nochmals ausführlicher von Edel (1954: 40–43 und 1961) beschrieben.

28 Hier geht es jetzt um auslautendes $/-j˜t/$, das nicht genau der Definition des Edelschen Auslauts entspricht und dialektal im Detail auch etwas anders repräsentiert ist. Darauf ist hier nicht näher einzugehen.

29 Peust (1999: 205–210).

30 Mt 21.8.

31 Mt 25.22; außerdem $\epsilon \omega \omega = c$ „sie selbst“ Mt 26.13; $\epsilon \omega \omega = \kappa$ „du selbst“ Mt 26.69, 26.73, Röm 2.1.

32 Mt 15.29, 17.20, 19.1.

33 Mt 19.7.

alekt *L5* genannt, schreibt ebenfalls $\varpi\omega\omega\tau$, aber $\pi\omega\epsilon$.³⁴ Auch im noch unzureichend publizierten Dialekt *H* finde ich $\varpi\omega\omega\tau$ (aus Kasser 2000: 148), jedoch $\pi\omega\eta$ und $\chi\omega\eta$ (beide aus Kasser 1991: 78). Das Mesokemische schließlich kennt zwar keine graphischen Doppelvokale, unterscheidet aber ebenfalls wieder Wörter des ersten Typs ($\varpi\omega\tau$, $\varrho\omega\neq\varrho$) von Wörtern des zweiten Typs ($\pi\omega\epsilon$, $\chi\omega\epsilon$), in diesem Fall durch die Wahl des Vokalbuchstabens.³⁵

Es handelt sich folglich um ein Lautgesetz: Der Ausfall eines /*c*/ unmittelbar nach dem Tonvokal führt in allen koptischen Dialekten, die überhaupt Spuren von Langvokalen zeigen, zu einer Ersatzdehnung. Hingegen führt der Ausfall eines /*c*/ in der Nachtonsilbe nicht flächendeckend, sondern nur in einzelnen Dialekten (besonders Standardsahidisch, aber auch etwa Achmimisch) zur Ersatzdehnung des vorangehenden Tonvokals. Dieses Lautgesetz ist bisher wenig bekannt, wurde aber zumindest mit Bezug auf den Dialekt *H* schon von Kasser (1981: 109) knapp beschrieben: „[bei Wörtern mit ägyptischem *cayin* in der Nachtonsilbe] cette occlusive en effet apparaît par le redoublement de la voyelle en *S* etc., et ce redoublement ne se produit jamais dans ces cas en *H*“.

Man kann also bei näherer Betrachtung durchaus präzise Bedingungen für den Gebrauch der Doppelvokale finden, womit nicht ausgeschlossen ist, dass es auch Texte gibt, die sich in dieser Hinsicht tatsächlich inkonsistent verhalten,³⁶ beispielsweise weil der Schreiber einer orthographischen Norm zu folgen versuchte, die nicht genau mit seiner Muttersprache übereinstimmte.

Kommen wir nun von den graphischen Doppelvokalen zu den graphischen Doppelkonsonanten im Koptischen. Diese erscheinen im Wesentlichen nur bei Sonoranten und werden von Allen (S. 93, 127) als Reflexe uralter phonologischer Doppelkonsonanten gedeutet: ^{sah}βηηε : ^{boh}βηηε „Dattel“ aus /*bin'-ni-jat*/ (S. 148), ^{sah}ππε : ^{ach}ππε „erscheinen“ aus /*pur'-ri-at*/, worauf er dann weitreichende Schlussfolgerungen aufbaut, nämlich besondere ursprüngliche Verbalformen rekonstruiert (die „Pi'el-Hypothese“). Dies ist zurückzuweisen, wie ich schon in Peust (2018b: 278) angedeutet habe. Der syllabische Sonorant steht nämlich in komplementärer Distribution zu einem *α* vor Nichtsonoranten. Daher heißt es ηεε : ηαετ= „gebären“, aber εηε : εητ= „finden“ (vgl. Osing 1976: 14, Satzinger 1979: 344 und 360, Peust 1999: 263f.). Man mag darüber diskutieren, ob der Silbenträger in εητ= mehr wie ein syllabischer Sonorant [*ʃ*] oder mehr wie [*ʃn*] realisiert wurde; ich wähle hier die Repräsentation als [*cʃnt-*]. Damit hätte also sahidisches /*á*/ vor Sonorant ein Allophon [*ʃ*] gebildet.³⁷ In derselben Weise steht eine Form wie ππε anstelle von *παε und ist nur

34 Für „(er) selbst“ hat dieser Text eine besondere Form $\varrho\omega\varrho\neq\varrho$, „Buch“ ist nicht belegt. Zu den lykopolitanischen Formen in diesem und verwandten Texten vgl. noch Funk & Smith (1990: 85f.), wo aber die Systematik nicht erkannt wurde.

35 Alle vier Formen sind beispielsweise im mesokemischen Psalter belegt (Bosson 1997). Schon Quecke (in Orlandi 1974: 88f.) bemerkte, dass sahidischem - $\omega\omega$ - mesokemisches - ω - oder - σ - entsprechen kann, ohne jedoch eine Regel anzugeben.

36 So anscheinend der pBodmer 6, dazu Kasser (1985).

37 Vermutlich müsste man dieses synchron doch als wieder Phonem notieren: /*cʃnt-*/, da infolge des Eindringens griechischer Lehnwörter eine Abfolge von /*á*/ + Sonorant in der Sprache wieder möglich geworden war; diese Diskussion soll hier nicht zu Ende geführt werden.

eine Graphie für etwas, das man – je nach Interpretation und Abstraktionsniveau – als */p̄r̄al/*, */p̄r̄aḥ/*, */p̄r̄aḥ/* oder (gemeinkoptisch) */p̄r̄(j)ə/* ansetzen mag, keinesfalls jedoch mit einer Geminate. Dies hat schon Sethe (1918) klar dargestellt, und manchmal ist die Lektüre solcher vergessenen Arbeiten der alten Klassiker durchaus wieder zu empfehlen.³⁸

Die ägyptische Sprache war der Konsonantengemination generell abgeneigt, denn immer wieder wurden Geminaten, die durch Zusammenziehung von Silben oder Morphemen temporär entstanden waren, bald darauf wieder vereinfacht,³⁹ so etwa, um nur wenige Beispiele zu nennen: **/kúmm̄t/* „die-Schwarze“ > *Km.t /kúmm̄t/* „Ägypten“ > κμηε; *s̄isw /s̄isáw/* „sechs“ > **/ssáw/* > σοϣ; *rnp.t tn* „dieses Jahr“ */ranpat-t̄n/* > altkopt. ϣⲛⲡⲟⲩⲛ (Fecht 1960: 118f.); *md.t-d̄t.t* „15“ > ⲙⲛⲧⲏ; *Mn-nfr* „Memphis“ > ⲙⲛⲞⲉ; *Ḥnn-nzw* „Ihnāsyā (il-Madīna)“ > ϣⲏⲛⲥ; *hn n=f* „es gefällt ihm“ > ϣⲏⲁ=ϣ (Quack 2004: 127f.); *ḫw=s ḫpr* „wenn (es geschieht)“ > **/əs-šópə/* > ⲉϣⲟⲡⲉ; *ps̄.št* „Hälfte“ > ⲛⲁϣⲉ; neuäg. *ntj-tw=j* „den ich ...“ > demot. geschrieben *ntj-ḫw=j* > kopt. ⲉⲧ-. Auch in relativ jungen semitischen Lehnwörtern wurden Geminaten noch vereinfacht wie in hebr. *maššor* (oder eine ähnliche Quelle) „Säge“ > βαϣοϣρ oder hebr. *kuttonāt* (oder eine ähnliche Quelle) „Mantel“ > demot. *gtn* > ⲟⲧⲧⲏ. Demnach ist es auszuschließen, dass irgendwelche Geminaten aus alter Zeit, gar aus der proto-afroasiatischen Epoche, bis ins Koptische überlebt haben sollten.

Nun müssen wir auf etwas zu sprechen kommen, was man als „Matres-lectionis-Frage“ bezeichnen könnte. Können ägyptische Grapheme wie ⟨ḥ̄⟩ und ⟨w̄⟩ auch der Vokalbezeichnung dienen? Diese Frage führt uns in die Urzeit der Ägyptologie zurück, denn sie wurde im 19. Jahrhundert noch klar bejaht, von der Berliner Schule aber verneint, und zwar aufgrund der Einsicht in die Silbenstrukturgesetze.⁴⁰ Der Standpunkt der Berliner Schule hat im Wesentlichen gesiegt, und wenn heute noch matres lectionis in Betracht gezogen werden können, dann nur noch in sehr eingeschränkter Weise, nämlich am Wortende: Denn ob man etwa im Auslaut */~w/* oder */-u/* liest, hat keinen gravierenden Einfluss auf die Silbenstruktur des Gesamtwortes. Die Annahme, dass es vokalischen Auslaut gegeben habe, der fallweise durch ⟨ḥ̄⟩ oder ⟨w̄⟩ notiert werden konnte, wird auch in neuester Zeit immer wieder einmal vertreten, so etwa von Schenkel (2009: 269–274), Werning (2016), und auch von Allen u.a. im hier besprochenen Werk. Ich möchte mich hier auf eine spezielle Teilfrage konzentrieren, nämlich die Personalendung der 3. Pers. sg. masc. des Stativs, geschrieben ⟨-ḥ̄⟩ (AR) > ⟨-w̄⟩ (ab MR). Allen plädiert hier für eine vokalische Lesung als */-a/* (S. 56, 65f., 134, 199). Dem ist zu entgegnen, dass die Graphie ⟨-w̄⟩ eine gewisse phonetische Realität gehabt haben muss. Denn die Stativendung ist noch bis ins Koptische als */-w/* erhalten, sofern sie durch den Schwund dazwischenliegender Konsonanten in direkten Kontakt mit dem Tonvokal geriet, z.B. in *h̄ḥ̄i.w* „fallen (Stativ)“ **/h̄ul̄j̄w/*

38 Korrekt auch schon Stern (1880: §71). Hingegen hat Vycichl (1990: 257f.) leider denselben Fehler gemacht wie Allen. Vgl. zur Frage noch die Diskussion von ⲟⲃ(ⲃ)ⲓⲟ „erniedrigen“ (bei Allen erwähnt S. 137f.) und ähnlichen Formen durch Quecke (1984: 297f.), der darlegt, dass sowohl Graphien mit doppeltem als auch mit einfachem Sonorantenbuchstaben vorkommen.

39 Das ist übrigens ein bemerkenswerter typologischer Unterschied zu den meisten semitischen Sprachen (ausgenommen Neuhebräisch), die geminierte Konsonanten typischerweise über Jahrtausende bewahrt haben.

40 Ein locus classicus ist Sethe (1923: 148–154) oder auch Gardiner (1957: 430f.).

oder */húljw/ > (Schwund des silbenschließenden *-l-* wie oben beschrieben:) */hújw/ oder */húju/ > */hú^{+TENSE}w/ oder */hú^{+TENSE}u/ > ϣϣϣ /hew/.⁴¹ Dies spricht also gegen Allens Ansatz der Personalendung als *-a/* und erzwingt vielmehr einen Ansatz als *-w/* oder wenigstens *-u/*.⁴² Wie aber erklären wir nun die ältere Graphie <-i>?

Ich schlage vor, dass sich dies mit folgenden Annahmen erreichen lässt: Die betreffende Personalendung bestand im AR aus einem Vokal *-u/* und wurde als <-i> geschrieben. So wie nämlich das Graphem <-i> den vokalischen Wortanlaut bezeichnete, mag <-i> dazu gedient haben, einen vokalischen Wortauslaut zu notieren. Daneben gab es andere Endungen *-w/* (etwa das Pluralsuffix), die natürlich nur <-w> und nicht <-i> geschrieben werden konnten. Ich gehe also davon aus, dass im Alten Reich zwar der konsonantische Wortauslaut generell vorherrschte, in einigen Fällen jedoch, besonders bei gewissen grammatischen Morphemen, vokalischer Auslaut vorkam und optional durch <-i> notiert wurde.

Nun nehme ich an, dass in der Ersten Zwischenzeit ein unbetonter Auslaut *-w/* lautlich zu *-u/* reduziert wurde (und analog vermutlich auch *-j/* zu *-i/*).⁴³ Natürlich hat man in diesem Fall die traditionelle Graphie <-w> (etwa in Pluralen) einfach beibehalten, jetzt aber als Ausdruck eines gesprochenen Auslautvokals *-u/* reinterpretiert. Damit lag es jetzt nahe, neben dem aus *-w/* entstandenen *-u/* auch das ursprüngliche *-u/* (etwa im Stativ) durch <-w> zu notieren. Die Stativendung lautete also im MR unverändert *-u/*, wurde aber neu mit <-w> geschrieben. Durch diese Prozesse wurde vokalischer Wortauslaut, jedenfalls *-u/* und *-i/*, in der gesprochenen Sprache des Mittleren Reiches sehr geläufig.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich die spätere Entwicklung der Auslautvokale ebenfalls noch kurz skizzieren. Zum Neuen Reich hin müssen wir mit einer weiteren Reduktion der Auslaute rechnen. In den Keilschriftwiedergaben des NR erscheint der ehemalige Auslaut <-w> oder <-i>, wo also im MR *-u/* oder *-i/* gesprochen worden war, regellos variierend als *-a/-e/-i/-u* (Edel 1954: 40, Peust 1999: 259). Daraus ist auf einen Zusammenfall in einen stark reduzierten Vokal zu schließen, der hier als *-ə/* notiert sei. Damit kontrastiert der neu entstandene vokalische Auslaut derjenigen Wörter, die ehemals auf <-b> oder <-r> geendet hatten. Dieser erscheint keilschriftlich konsistent als *-a* und sei hier als *-ǎ/* wiedergegeben. Es gab im Neuägyptischen also wohl zwei verschiedene unbetonte Auslautvokale, die sich im Öffnungsgrad unterschieden: ein offeneres *-ǎ/* und ein geschlosseneres *-ə/*.⁴⁴ Dieser Zustand blieb nach dem NR noch eine Weile erhalten, denn bis zur Mitte des ersten Jahrtausends wird *-ə/* keilschriftlich noch ziemlich konsequent durch (variierende) Auslautvokale wiedergegeben (Zeidler 1994: 47f.). Edel (1980: 25–28) hat

41 Wortfinales *-w* blieb nämlich erhalten (1) im Auslaut der Tonsilbe: *mw* /máw/ „Wasser“ > ⲙⲟⲟϣ, (2) wenn es nach dem Schwund eines Konsonanten rechtzeitig an den Tonvokal heranrückte: *djw* /tjw/ „fünf“ > ⲧⲟϣ (contra Vycichl 1985: 176), nicht jedoch (3) in der Nachtonsilbe ohne Kontakt zum Tonvokal: *pnw* /pínw/ „Maus“ > ⲡⲏⲏ.

42 So korrekt schon Osing (1978: 71). Peust (1999: 138) ist zu revidieren.

43 Auch die oben in Anm. 17 skizzierte Entwicklung setzt einen Lautwandel *-w/* > *-u/* voraus.

44 Vgl. schon Vycichl (1953: 383f.): „Dass die Femininendung koptisch durch *-e* (SAA), *-i* (BF) vertreten ist, während die Endung der 1. Person Sg. geschwunden ist, erklärt sich aus dem verschiedenen Öffnungsgrad der Vokale *a* und *i*. *a* ist viel resistenter.“ Ich möchte als typologische Parallele anführen, dass sich auch im (Standard-)Deutschen die unbetonte Endung <-er> (früher *-ər/*) in ein gesprochenes *-ǎ/* verwandelt hat, das zu einem <-e> *-ə/* in Opposition steht.

keilschriftliche Umschreibungen des Elements *-wdʒ.w* „ist heil“ (> ογοζ) als Endglied von Personennamen gesammelt, die schön demonstrieren, dass es zunächst *-ma-ša*, *-ma-su* oder *-u-a-ši* geschrieben und erst in der Perserzeit fallweise zu *-ma-aš* verkürzt wird.⁴⁵ Dies erklärt übrigens, wieso im Neuägyptischen das Suffixpronomen *-s /-s/* | und das abhängige Pronomen *-sw /-sə/* | trotz mancher Schwankungen im Prinzip noch graphisch unterschieden werden, im Demotischen jedoch beide zusammenfallen.

Erst etwa in der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends fiel also der Auslaut */-ə/* ab, womit der Endzustand des Koptischen erreicht wurde, in dem altes *<-w>* oder *<-i>* normalerweise überhaupt keinen Reflex mehr haben. Damit blieb im Wesentlichen⁴⁶ nur noch ein einziger unbetonter Auslautvokal übrig, derjenige nämlich, der in der Regel auf altes */-ʔt/* oder */-ʔr/* zurückgeht, und den wir im Koptischen jetzt synchron als */-ə/* (nicht mehr */-ǎ/*) interpretieren können (geschrieben ^{sah}-e : ^{boh}-i).

Allens Annahme, die Stativendung der 3. sg. masc. habe aus einem Vokal bestanden, scheint also bestätigt, wir müssen nur seinen Ansatz von */-a/* nach */-u/* korrigieren.

Problematischer ist Allens Annahme, dass die sogenannten infirmen Verben grundsätzlich nicht */-j/*, sondern vokalisches */-i/* als letzten Radikal gehabt hätten (z.B. S. 122, 152, 155). Der oben besprochene Edelsche Auslaut im Stativ dieser Verben, der auf **/-j~w/* oder **/-ju/* weist, ist damit schwer zu vereinbaren.

Auf S. 126 kommt Allen auf die irreguläre Vokalkorrespondenz ^{sah}ωοογε : ^{ach}ωεγε „trocken sein“ zu sprechen. Er vermutet ursprünglichen *ú*-Vokalismus (was die achmimische Form erklärt) unter der Annahme, die Gruppe **/uw/* könnte dialektal zu **/aw/* dissimiliert worden sein (was die sahidische Form erklärt). Dies müsste offenbar recht früh passiert sein, zu einer Zeit, als die *u*-Qualität des Tonvokals noch erhalten war. Da Allen dieses Verb für eine Bildung nach Art des akkadischen D-Stamms (oder Pi^cel) hält und diese grundsätzlich mit *ú*-Vokalismus ansetzt, kann er die Entwicklungsrichtung nur so herum wählen. Die Annahme solcher Pi^cel-Stämme als lebendiger grammatischer Kategorie des Ägyptischen ist aber einer seiner idiosynkratischsten und besonders dubiosen Punkte (vgl. meine oben geäußerten generellen Zweifel an Konsonantengemination im Ägyptischen sowie Peust 2018b: 277–279) und seine auf dieser Annahme aufbauenden Spekulationen (S. 141–143) für mich nicht annehmbar. Ich möchte dieses Verb vielmehr mit formal ähnlichen Unregelmäßigkeiten in nominalen Pluralformen vergleichen.

Das Sahidische kennt einen Pluraltyp auf *-ooγε*, z.B. *ωοογε* „Lehren“, *εοογε* „Esel“, **λιλοογε* „Kinder“⁴⁷, *ρπποογε* „Jahre“, *τββοογε* „Tiere“, *χιχοογε* „Herren“. Im Achmimischen entsprechen dem zwei Typen, einer auf *-αγε* und einer auf *-εγε*: *σβαγε*, *εαγε*, *λιλαγε*, aber *ρμππεγε*, *τβνεγε*, *χισεγε*. Man darf annehmen (contra Sethe 1923: 171 Anm. 2 und Till 1932: 181f.), dass der differenziertere Zustand des Achmimischen ursprünglich ist, während das Sahidische ausgeglichen hat. Dies würde der von Allen angenommenen Entwicklungsrichtung entsprechen. Allerdings können wir das Phänomen jünger datieren, wenn

45 In der jüngeren akkadischen Keilschrift ist *<m>* eine übliche Graphie für */w/*.

46 Abgesehen von Modifikationen durch benachbartes */j/*, */w/* oder */ʕ/*, wie etwa im Fall des oben besprochenen Edelschen Auslauts.

47 Das Wort ist standardsahidisch ungebräuchlich.

wir annehmen, dass nicht eine uralte Gruppe */-uw-/, sondern eine vorkoptische Gruppe */-εw-/ (< */-iw-/ oder */-uw-/) manchmal dialektisch zu */-aw-/ verschoben wurde. Diese Annahme einer solchen Tendenz würde neben dem Verb für „trocken sein“ und den genannten Pluralbildungen noch andere sporadische Phänomene in verschiedenen koptischen Dialekten erklären. So lautet im sogenannten Dialekt *W* des Koptischen sowie teilweise im Mesokemischen die Dativpräposition in der 3. sg. masc. $\mathfrak{N}\mathfrak{E}=\mathfrak{Q}$ „ihm“, aber in der 3. pl. $\mathfrak{N}\mathfrak{A}=(\text{o})\Upsilon$ „ihnen“ (Schenke 1996: 92f.), und auch das bohairische Paradigma $\mathfrak{N}\mathfrak{A}=\mathfrak{Q}$, $\mathfrak{N}\mathfrak{O}=\text{OY}$ muss ja offenbar auf Vorformen */ $\mathfrak{n}\mathfrak{e}=\mathfrak{f}$ l/, */ $\mathfrak{n}\mathfrak{a}=\mathfrak{w}$ / zurückgehen. Auch in diesen Fällen ist der *a*-Vokalismus sicherlich wieder sekundär. Der Wandel */-εw-/ > */-aw-/ ist jedoch nirgends regelmäßig genug, um als echtes Lautgesetz gelten zu können. Ich würde Allens Aussage also im Prinzip unterstützen und nur später datieren, nämlich nach dem Zusammenfall von */ú/ und */i/ in /é/. Dann können wir nämlich das Verb für „trocken sein“, wie allgemein üblich, mit *i*-Vokalismus ansetzen, also: */šíwjt/ > vorkopt. */šéwjə/ > ^{ach}ⲩⲉⲩⲉ ~ */šáwjə/ > ^{lyk}ⲩⲁⲩⲉⲩⲉ (mit bewahrtem -j-!) : ^{sah}ⲩⲟⲟⲩⲉ.

Obwohl Allen selbst ägyptologischer Philologe ist, lässt er sich gelegentlich durch die konventionelle Transkription von Logogrammen irreführen und beachtet nicht, was in der diskutierten Sprachstufe wirklich belegt ist. So kann das demotische Wort für „Jahr“ entgegen S. 27 sehr wohl schon ähnlich wie koptisch ϣⲟⲙⲛⲉ (mit -m-) gelautet haben, denn die Transkription *mp.t* (mit -n-) ist nur konventionell und nicht durch demotische Phonogramme gesichert. Auch das demotische ⲩ ist in den Fällen, wo Allen (S. 30) ihm noch einen Lautwert zuschreiben will, überwiegend nur noch Bestandteil der konventionellen Transkription demotischer Logogramme. Bei der Interpretation der sogenannten syllabischen Orthographie (S. 36–38, 51f.) übernimmt Allen das System von Hoch (1994: 487–512), ohne auf andere Meinungen zum Thema einzugehen. Die Umschreibung *bpʒ* eines Elements in dieser Orthographie (S. 44, 78) ist falsch aus dem Hieratischen transliteriert (vgl. Gardiner 1929: 52) und in *bʒ* zu korrigieren (Hoch hat es korrekt). Bei der Keilschrift ist zu beachten, dass diese Schrift die Vokale *e* und *i* nur fallweise differenziert, moderne Herausgeber in ihrer Transliteration aber die Differenzierung überall durchführen, was dann, wo es um die Wiedergabe ägyptischer Wörter geht, keine authentische Evidenz darstellt. Wenn man wie Allen (S. 38) alle transliterierten Keilschriftvokale für bare Münze nimmt, so ist dies ein assyriologischer Anfängerfehler, der auch mir selbst schon unterlaufen ist (Peust 1992: 123).⁴⁸ Vielmehr muss man im Einzelfall genau prüfen, welche Keilschriftzeichen in dem Graphiesystem der jeweiligen Epoche eine *i/e*-Unterscheidung treffen und welche nicht. Allen ist mit der Keilschrift sichtlich nicht gut vertraut, wie auch angedeutet wird (S. ix). So ist die Aussage falsch, die Folge *e-i* in *šá-te-ip-na-ri-a* „probably represents *i*“ (S. 39), vielmehr muss man *-te-ep-* transliterieren. Auf S. 144 wird dieselbe Form nochmals fälschlich mit *-ti-ip-* zitiert und überdies die traditionelle Interpretation „den Re auserwählt hat“ durch eine ganz unwahrscheinliche aktive Auffassung ersetzt: „who chooses for the Sun“. Die von Allen (S. 117 Anm. 12) aus Ranke (1910)

48 Meine dortige Aussage ist falsch, denn im Mittelbabylonischen werden /ni/ und /ne/ gewöhnlich beide durch das Graphem *NI* notiert und somit nicht unterschieden.

zitierte Transliteration *mi-in-pa-ḥi-ri-ta-ri-a* wurde von diesem selbst schon vor einem Jahrhundert in *mi-in-pa-ah-ta-ri-a* korrigiert (Ranke 1923: 133).

Schließlich seien in loser Folge noch kürzere Korrekturvorschläge, Kritikpunkte und Anregungen vorgebracht:

- Während der demotischen Epoche fielen /h/ und /ḥ/ zusammen und mündeten in einen einzigen koptischen Konsonanten, dessen Repräsentation als Buchstabe sich aus einem demotischen ḥ-Graphem herleitet. Es ist aber falsch, wenn Allen daraus folgert (S. 16, S. 21 Anm. 30, S. 27f.), der koptische Lautwert müsse /ḥ/ gewesen sein. Denn nach dem erfolgten Zusammenfall konnten die Ägypter nicht mehr wissen, worin der Unterschied zwischen *h* und *ḥ* ursprünglich gelegen hatte. Vielmehr bevorzugten sie das *ḥ*-Graphem sicherlich nur deshalb, weil es im Demotischen häufiger vorkam als das Graphem für *h*. Innerhalb des Koptischen sollte man ζ einfach als /h/ interpretieren. Entschieden gegen eine Artikulation als /ḥ/ bzw. für eine schwache Artikulation des Lautes sprechen mehrere Fakten: Die Unsicherheit in der Schreibung des ζ in vielen koptischen Manuskripten (Kahle 1954: 139–143), die Unsichtbarkeit des ζ für gewisse Lautgesetze (Peust 1999: 99 und 239), und last but not least die Tatsache, dass ursprüngliches ägyptisches *ḥ* (> kopt. ζ) bei Entlehnung ins Arabische normalerweise als einfaches *h* fortlebt.⁴⁹
- Der Stativ ^{sh}ⲉⲣ „schwanger sein“ (Inf. ⲟⲩ) kann kaum direkt auf die ägyptische Vorform *ḥwr.t* zurückgehen, etwa als /a-war'-ta/ (S. 159). Ich erkläre die Form wie folgt: Der Infinitiv, ursprünglich *ḥáwar*!, verlor durch das Schenkelsche Gesetz sein -w- und lautete dann im Mittleren Reich, mit noch erhaltenem -r, *ḥá⁺TENSEr*!. Das Verb wurde in dieser Zeit als zweiradikalig reinterpretiert und erhielt eine sekundäre Stativvokalisation mit -u- (Typus ⲙⲎⲎ). Ein auf dieser Basis gebildetes Femininum *ḥúr[~]l* führt direkt auf ⲉⲣ. Derselbe Vokalismus liegt vor in *gr.t*, Stativ von „schweigen“, > ⲟⲉⲣ.
- Bekanntlich schwimmt nach dem Neuen Reich die Unterscheidung der urkoptischen Vokale /i/ und /u/, so dass hier Unsicherheiten bei der Rekonstruktion aufkommen können, vor allem wenn frühe Keilschriftwiedergaben fehlen. Fallweise würde ich mich hier anders entscheiden als Allen, z.B. „sa-dam-nif“ (S. 102) eher /s[~]č mnúf/ (vgl. Peust 2018b: 274 Anm. 5); Stativ zweiradikaliger Verben, z.B. „mi'-na“ > ⲙⲎⲎ (S. 131), eher mit -ú-, da *h* wahrscheinlicher auf *u⁺TENSE* denn auf *i⁺TENSE* zurückgeht.
- Ein gravierender Fehler ist, dass die bekannten Lautverschiebungen der ägyptischen Tonvokale fallweise auch für Nichttonvokale angesetzt werden (S. 31 mit Anm. 8); damit hängt offenbar zusammen, dass Allen koptisches *e* auch in Nichttonsilben meist als /ɛ/ interpretiert, wo vielmehr /ə/ angebracht wäre.

49 Zahlreiche Toponyme wie *P3-dm̄i-n-Ḥrw* > ⲡⲓⲙⲉⲛⲉⲣⲟⲡ > *Damanhūr*, *R-ḥn.t* > ⲗⲉⲗⲟⲙⲉ > *il-Lāhūn*, *Ḥwt* > ⲗⲟ > *Hiww*, (*T3-ḥwt-Ty* > *Taḥṭā*); die koptischen Monatsnamen *Ḥwt-Ḥrw* > ⲗⲁⲟⲩⲟⲩ > *Hātūr*, *p3-n-Ḥmn-ḥtp.w* > *Baramhāt*, *K3-ḥr-k3* > ⲕⲟⲓⲁⲗⲕ > *Kiyahk*; Lehnwörter wie *mḥr* „Pyramide“ > (metathesiert:) **ḥrm* > arab. *haram* (zu diesem Wort Quack 2003).

- Allens Interpretation des Verbs für „kommen“ als Verbum II inf. (S. 121) ist zurückzuweisen, da der Infinitiv dieses Verbs im Alten Reich noch *ḥwt* lautete (Winand 1991: 377) und erst durch das in der Ersten Zwischenzeit wirkende Schenkelsche Gesetz sein *-w-* verlor. Das Verb war also ursprünglich III inf.: *ḥwī*.
- Man sollte den lykopolitanischen Dialekt des Koptischen nicht als „one of the least well-attested dialects“ bezeichnen (S. 110), denn hinsichtlich der Belegsituation steht er unter den koptischen Dialekten an dritter Stelle hinter dem Sahidischen und dem Bohairischen (Kasser 1984: 271).
- Allen akzeptiert, mit Modifikationen, Gerhard Fechts kolonbasierte Metrik und räumt ihr einigen Raum ein (S. 103–107). Ich lehne diese Art der Metrik ab, kann das aber an dieser Stelle nicht ausführen.
- Das Auftreten der Aspiraten im Bohairischen (ϕ, θ, ς, χ) wird nur unzureichend erklärt (S. 9, 33); eine klare und klassisch gewordene Darstellung ist bei Hintze (1947) zu finden.
- Vereinzelt erscheinen falsche koptische Formen wie S. 11 mesokemisch con „Bruder“ (korrekt ϩⲁⲛ), S. 25 ϩⲉϩⲏⲧⲧ „he will take you“ (korrekt ϩⲉϩⲏⲧⲣⲉ).
- Im Kapitel 8 „Prosody“ wäre es hilfreich gewesen, konzeptuell zwischen Wortakzent und Phrasenakzent zu unterscheiden.
- Der einzige vermeintliche Beleg für ein Wort *ḥdn* „Ohr“ (S. 63) ist mit Schenkel (1993: 141 Anm. 18) nicht belastbar.
- ^{sah.boh}ϩⲁⲃⲉ „weise“ ist endbetont, wie der Auslaut im Bohairischen zeigt (also nicht < /sub'-lu/, S. 139).
- Die Etymologie ⲙⲁ „Ort“ < *bw* (S. 27) ist veraltet.

In den hinteren Kapiteln des Buches behandelt Allen Themen, die über die Phonologie im engeren Sinne hinausgehen. Die Kapitel 10 „Verb Roots and Stems“ und 11 „Verb Forms“ diskutieren einiges dessen, was wir über die Vokalisation vorkoptischer Verbalformen wissen. Dies ist als Einstieg brauchbar, aber bei weitem nicht komplett: So erfahren wir nichts über die aus dem Koptischen erkennbare Unterscheidung von erstem und zweitem Infinitiv (z.B. ⲙⲟⲩⲧⲛ vs. ⲙⲟⲩⲛ „ruhen“), und die zahlreichen Aufsätze Wolfgang Schenkels, in denen er aus den Graphien der Sargtexte minutiöse Erkenntnisse über die Verbalmorphologie des Älteren Ägyptisch gewonnen hat, werden nicht rezipiert.

In Kap. 13 „Vocalizing Egyptian“ schließlich versucht sich Allen an exemplarischen Vokalisierungen zusammenhängender authentischer Textpassagen aus sieben ägyptischen Sprachstufen. Dies ist natürlich nicht selten „conjectural“ und beinhaltet einiges an „educated guesswork“ (S. 161). Die Rekonstruktionen werden mit zunehmendem Alter der Sprachstufe immer spekulativer. Ich will hierauf nicht im Detail eingehen, sondern nur einen Punkt aufgreifen, der oben schon genannt wurde: Der Edelsche Auslaut wird nirgends berücksichtigt, daher rekonstruiert Allen etwa den Plural *ḥtj.w* / ^{sah}ⲏⲓⲟⲩⲧⲉ : ^{L6}ⲏⲓⲁⲧ „Väter“ fälschlich als /i-at'-u/ (S. 174); besser wäre /*átj~w*/.⁵⁰ Durch den Auslaut im Subdialekt *L6* ist *-j* als letzter Radikal des Wortes gesichert. Denselben Radikal haben wir offenbar anzusetzen in *mwj.t* / ⲙⲁⲗⲩ „Mutter“ (vgl. Vycichl 1983: 126). Ich vermute in beiden

50 In älterer Sprache ohne anlautendes *j-*, siehe Peust (2016: 96f.).

Fällen eine ursprüngliche Koseendung */-~j/, die an die jeweiligen Wurzeln */at/ „Vater“ bzw. */muw/ „Mutter“ angefügt wurde.⁵¹ Diese Endung halte ich letztlich für identisch mit dem hypokoristischen Suffix -j / -y, das häufig in Personennamen vorkommt (Scheele-Schweitzer 2014: 75–83).

Formal ist an dem Buch wenig zu beanstanden. Sporadisch finden sich Druckfehler im Zusammenhang mit Klammern oder Interpunktionszeichen; so steht „[ε/a]“ (S. 47) wohl für [ε/a]. Einige Titel werden in der Bibliographie nicht aufgelöst, was ich in der Bibliographie zu dieser Rezension nachhole: „Allen 1984“ (S. 158 Anm. 9), „Fox 1996“ (S. 112), „Macramallah 1935“ (S. 127 Anm. 9), „Vycichl 1983“ (S. 177 Anm. 11).

Insgesamt bietet Allens *Ancient Egyptian Phonology* einen ersten, stark simplifizierten Überblick über die Fragen der Lautung aller ägyptischen Sprachstufen. Sie weist in der Tendenz oft den richtigen Weg und bevorzugt in wesentlichen Kernfragen moderne und korrekte Standpunkte gegenüber althergebrachten Vorurteilen, verbleibt aber in den kritischen Details im Ungefähren und lässt noch viel Raum für künftige Forschung offen. Den Studenten würde ich empfehlen, neben diesem Handbuch auch einige der alten Klassiker (von denen ich manche hier zitiert habe) zu konsultieren, die zwar aus heutiger Sicht aufgrund damals fehlenden Belegmaterials Lücken aufweisen oder auch auf Irrwege gerieten, aber methodisch oft strenger und präziser vorgegangen sind, so wie es auch heutzutage das wissenschaftliche Ideal sein sollte.

Bibliographie

- Albright, William F. 1923. The principles of Egyptian phonological development, in: *Recueil de Travaux* 40, 64–72.
- Allen, James P. 1984. *The inflection of the verb in the Pyramid Texts*, Malibu.
- 2013. *The Ancient Egyptian language. An historical study*, Cambridge.
- 2017. *A Grammar of the Ancient Egyptian Pyramid Texts. Volume I: Unis*, Winona Lake.
- 2020. — as dj, in: *Göttinger Miszellen* 260, 7–8.
- Blust, Robert. 2009. Palauan historical phonology: Whence the intrusive velar nasal?, in: *Oceanic Linguistics* 48, 307–336.
- Borghouts, Joris F. 1980. Object pronouns of the *tw*-type in Late Egyptian, in: *Orientalia Lovaniensia Periodica* 11, 99–109.
- Bosson, Nathalie. 1997. *Wörterverzeichnis zu Gawdat Gabras Ausgabe des Psalters im mesokemischen (oxyrhynchitischen / mittelägyptischen) Dialekt des Koptischen* (Mudil-Kodex), CSCO 568, Leuven.
- Cahail, Kevin M. 2019. The earliest attestation of the Late Egyptian *tw=j hr sdm* construction in the Second Intermediate Period tomb of Seneb-Kay at South Abydos: Evidence of a residence sociolect?, in: *Revue d'Égyptologie* 69, 15–34.
- Edel, Elmar. 1954. Zur Vokalisation des Neuägyptischen, in: *Mitteilungen des Instituts für Orientalforschung* 2, 30–43.

51 Auf Jiddisch kann man sagen *mámele* „Mama“, *tátele* „Papa“, jeweils mit einem Diminutivsuffix. Auch das Urindogermanische versah mehrere Verwandtschaftsbezeichnungen mit einem Suffix *-ter, dessen Grundbedeutung als ungeklärt gilt, für das aber eine ursprünglich diminutive Funktion mir denkbar erscheint. Es hat sich im modernen Deutschen noch gut erhalten: *Va-ter*, *Mu-ter*, *Bru-der*, *Schwes-ter*, *Toch-ter*.

- 1961. Neues Material zur Herkunft der auslautenden Vokale -e und -i im Koptischen, in: *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* 86, 103–106.
- 1980. *Neue Deutungen keilschriftlicher Umschreibungen ägyptischer Wörter und Personennamen*, Wien.
- Edgerton, William F. 1947. Stress, vowel quantity, and syllable division in Egyptian, in: *Journal of Near Eastern Studies* 6, 1–17.
- Fecht, Gerhard. 1960. *Wortakzent und Silbenstruktur*, Glückstadt.
- Fekede Menuta, Hawassa & Ronny Meyer. 2015. Sonorant alternations in Muher, in: Lutz Edzard (Hrsg.), *Arabic and Semitic linguistics contextualized. A festschrift for Jan Retsö*, Wiesbaden, 531–553.
- Fox, Joshua. 1996. A sequence of vowel shifts in Phoenician and other languages, in: *Journal of Near Eastern Studies* 55, 37–47.
- Funk, Wolf-Peter. 1987. Die Zeugen des koptischen Literaturdialekts 17, in: *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* 114, 117–133.
- Funk, Wolf-Peter & Richard Smith. 1990. John 10:7–13:18 in Subachmimic, in: William Brashear et al. (Hrsgg.), *The Chester Beatty codex Ac. 1390. Mathematical school exercises in Greek and John 10:7–13:38 in Subachmimic*, Leuven, 57–137.
- Gardiner, Alan H. 1929. The transcription of New Kingdom Hieratic, in: *Journal of Egyptian Archaeology* 15, 48–55.
- 1957. *Egyptian grammar*, 3. Aufl., London.
- Hintze, Fritz. 1947. Bemerkungen zur Aspiration der Verschlußlaute im Koptischen, in: *Zeitschrift für Phonetik* 1, 199–213.
- 1980. Zur koptischen Phonologie, in: *Enchoria* 10, 23–91.
- Hoch, James E. 1994. *Semitic words in Egyptian texts of the New Kingdom and Third Intermediate Period*, Princeton.
- Kahle, Paul E. 1954. *Bala'izah. Coptic texts from Deir el-Bala'izah in Upper Egypt*, 2 Bde., London.
- Kammerzell, Frank. 2005. Old Egyptian and Pre-Old Egyptian. Tracing linguistic diversity in Ancient Egypt and the creation of the Egyptian language, in: Stephan J. Seidlmayer (Hrsg.), *Texte und Denkmäler des ägyptischen Alten Reiches*, Berlin, 165–247.
- Kasser, Rodolphe. 1962. *Papyrus Bodmer XIX. Evangile de Matthieu XIV, 28 – XXVIII, 20. Epître aux Romains I, 1 – II, 3 en sahidique*, Cognoy & Genève.
- 1981. Prolégomènes à un essai de classification des dialectes et subdialectes coptes selon les critères de la phonétique III: Systèmes orthographiques et catégories dialectales, in: *Le Muséon* 94, 91–152.
- 1984. Orthographe et phonologie de la variété subdialectale lycopolitaine des textes gnostiques coptes de Nag Hammadi, in: *Le Muséon* 97, 261–312.
- 1985. Gémiation de voyelles dans le p. Bodmer VI, in: Tito Orlandi & Frederik Wisse (Hrsgg.), *Acts of the Second International Congress of Coptic Study*, Roma, 89–120.
- 1991. Dialect H (or Hermopolitan or Ashmuninic), in: *Coptic Encyclopedia*, Bd. 8, 76–79.
- 2000. L'absence de k mouillé /c/ et son corollaire phonologique éventuel dans quelques subdialectes à l'extérieur du groupe dialectal copte bohairique, in: *Bulletin de la Société d'Archéologie Copte* 39, 137–148.
- Lacau, Pierre. 1910. À propos des voyelles redoublées en copte, in: *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* 48, 77–81.
- 1946. Fragments de l'ascension d'Isaie en copte, in: *Le Muséon* 59, 453–467.
- 1972. *Études d'égyptologie II: Morphologie*, Bibliothèque d'Étude 60, Le Caire.
- Macramallah, Rizkallah. 1935. *Le mastaba d'Idout*, Le Caire.
- Nagel, Peter. 1991. Lycopolitan (or Lyco-Diospolitan or Subakhmimic), in: *Coptic Encyclopedia*, Bd. 8, 151–159.
- Orlandi, Tito. 1974. *Lettere di San Paolo in copto-ossirinichita*, Milano.
- Osing, Jürgen. 1976. *Die Nominalbildung des Ägyptischen*, 2 Bde., Mainz.
- 1978. Nochmals zur ägyptischen Nominalbildung, in: *Göttinger Miscellen* 27, 59–74.
- 1998. *Hieratische Papyri aus Tebtunis I*, Textband, Kopenhagen.

- Paul, Hermann. 2007. *Mittelhochdeutsche Grammatik*, 25. Aufl., Tübingen.
- Peust, Carsten. 1992. Zur Herkunft des koptischen η , in: *Lingua Aegyptia* 2, 117–125.
- 1999. *Egyptian phonology. An introduction to the phonology of a dead language*, Göttingen.
- 2008. On consonant frequency in Egyptian and other languages, in: *Lingua Aegyptia* 16, 105–134.
- 2016. Der Lautwert der Schilfblatt-Hieroglyphe (M17), in: *Lingua Aegyptia* 24, 89–100.
- 2018a. Zur Depalatalisierung in ägyptischen Verbalwurzeln, in: *Lingua Aegyptia* 26, 167–183.
- 2018b. Rezension zu Allen (2017), in: *Lingua Aegyptia* 26, 271–288.
- Polotsky, Hans J. 1931. Rezension zu Walter Till: Koptische Chrestomathie für den fayumischen Dialekt mit grammatischer Skizze und Anmerkungen, in: *Orientalistische Literaturzeitung* 34, 838–843.
- 1939. *L labialisé en gouragué mouher*, in: *Groupe Linguistique d'Études Chamito-Sémitiques* 3, 66–68 (= *Collected Papers*, Jerusalem 1971, 516–518).
- 1957. Zu den koptischen literarischen Texten aus Balaizah, in: *Orientalia* 26, 347–349.
- Quack, Joachim F. 2003. Zum Lautwert von Gardiner Sign-List U 23, in: *Lingua Aegyptia* 11, 113–116.
- 2004. Beiträge zur koptischen Etymologie, in: Gábor Takács (Hrsg.), *Egyptian and Semito-Hamitic (Afro-Asiatic) Studies in memoriam W. Vycichl*, Leiden, 116–133.
- 2010. Inhomogenität von ägyptischer Sprache und Schrift in Texten aus dem späten Ägypten, in: Katja Lembke et al. (Hrsgg.), *Tradition and Transformation: Egypt under Roman Rule*, Leiden, 313–341.
- Quecke, Hans. 1975. *Die Briefe Pachoms*, Regensburg.
- 1984. Zur Schreibung von *i/j* in der koptischen Buchschrift, in: Friedrich Junge (Hrsg.), *Studien zur Sprache und Religion Ägyptens. Zu Ehren von Wolfhart Westendorf überreicht von seinen Freunden und Schülern*, Göttingen, Bd. 1, 289–326.
- Ranke, Hermann. 1910. *Keilschriftliches Material zur altägyptischen Vokalisation*, Berlin.
- 1923. Keilschriftliches, in: *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* 58, 132–138.
- Satzinger, Helmut. 1979. Phonologie des koptischen Verbs (Sa'idischer Dialekt), in: Manfred Görg & Edgar Pusch (Hrsgg.), *Festschrift Elmar Edel*, Bamberg, 343–368.
- Scheele-Schweitzer, Katrin. 2014. *Die Personennamen des Alten Reiches*, Wiesbaden.
- Schenke, Hans-Martin. 1996. Die Psalmen im mittelägyptischen Dialekt des Koptischen (der Mudil-Codex), in: *Enchoria* 23, 86–144.
- Schenkel, Wolfgang. 1962. *Frühmittelägyptische Studien*, Diss. Bonn.
- 1979. Kritische Anmerkungen zur Methode der Bestimmung von Lautgesetzen für die Rekonstruktion ägyptischer Nachtonvokale, in: Manfred Görg & Edgar Pusch (Hrsgg.), *Festschrift Elmar Edel*, Bamberg, 369–389.
- 1990. *Einführung in die altägyptische Sprachwissenschaft*, Darmstadt.
- 1993. Zu den Verschluss- und Reibelauten im Ägyptischen und (Hamito)Semitischen. Ein Versuch zur Synthese der Lehrmeinungen, in: *Lingua Aegyptia* 3, 137–149.
- 2009. Zur Silbenstruktur des Ägyptischen, in: *Lingua Aegyptia* 17, 259–276.
- Sethe, Kurt. 1918. Die Bedeutung der Konsonantenverdopplung im Sahidischen und die Andeutung des \check{e} durch den übersetzten Strich, in: *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* 54, 129–131.
- 1923. Die Vokalisation des Ägyptischen, in: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 77, 145–207.
- Stauder, Andréas. 2016. L'origine du pronom sujet néo-égyptien (*twi*, *twk*, *sw*, etc.), in: *Revue d'Égyptologie* 67, 141–155.
- Stern, Ludwig. 1880. *Koptische Grammatik*, Leipzig.
- Taine-Cheikh, Catherine. 2003. La corrélation de gémination consonantique en zénaga (berbère de Mauritanie), in: *Comptes rendus du Groupe Linguistique d'Études Chamito-Sémitiques* 34, 5–66.
- Thompson, Herbert. 1924. *The gospel of St. John according to the earliest Coptic manuscript*, London.
- Till, Walter. 1932. Zur Vokalisation des Koptischen, in: *Studies presented to F. Ll. Griffith*, London, 181–186.

- Vergote, Jozef. 1962. Les prototypes égyptiens des mots coptes *me-mēi* «vérité, justice», in: *Bulletin de l'Institut français d'archéologie orientale* 61, 69–78.
- 1992. *Grammaire copte, tome Ib: Introduction, phonétique et phonologie, morphologie synthématique (structure des sémantèmes). Partie diachronique*, Leuven.
- Vycichl, Werner. 1953. Die ägyptischen Pronominalendungen, in: *Le Muséon* 66, 381–389.
- 1983. *Dictionnaire étymologique de la langue copte*, Leuven.
- 1984. Die ägyptische Bezeichnung des Salzes und ihre semitische Etymologie. Effekte der Post-Nasalierung der ägyptischen Sprache des Neuen Reiches, in: Friedrich Junge (Hrsg.), *Studien zur Sprache und Religion Ägyptens. Zu Ehren von Wolfhart Westendorf überreicht von seinen Freunden und Schülern*, Göttingen, Bd. 1, 393–397.
- 1985. Das Zeichen für *d* „Hand“ in der Hieroglyphenschrift und die semitischen Entsprechungen des zugrunde liegenden Etymons, in: *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* 112, 169–179.
- 1990. *La vocalisation de la langue égyptienne. Tome 1^{er}: La phonétique*, Le Caire.
- Werning, Daniel. 2016. Hypotheses on glides and *matres lectionis* in Earlier Egyptian orthographies, in: James P. Allen *et al.* (Hrsg.), *Coping with obscurity. The Brown workshop on Earlier Egyptian grammar*, Atlanta, 29–44.
- Winand, Jean. 1991. Le verbe *iy/iw*: unité morphologique et sémantique, in: *Lingua Aegyptia* 1, 357–387.
- Zeidler, Jürgen. 1994. Einige neue keilschriftliche Entsprechungen ägyptischer Personennamen, in: *Welt des Orients* 25, 36–56.